

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 185. Bromberg, den 30. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(13. Fortsetzung.)

Gegen Abend kleidete Dorival sich zum Ausgehen an und verließ das Haus. Er hatte die von der Polizei für ihn ausgestellte Legitimationskarte zu sich gesteckt und fühlte sich unter ihrem Schutze sicher.

Auf den warmen, sonnigen Frühlingstag war ein linder Abend gefolgt. Der Frühling hatte über den Winter gesiegt. Die ersten grünen Blattspitzen wagten sich allenthalben hervor. Ein gelbgrüner Schleier schien über den Tiergarten gebreitet zu sein. Auf den Wegen drängten sich die Menschen. Der Frühling hatte sie aus den Häusern gerufen. Freude lag auf allen Gesichtern. Auf den Bänken saßen die Liebespärchen.

Dorival dachte:

„Morgen sitze ich neben ihr!"

Er wanderte ziellos durch die Alleen und Wege des Tiergartens und stand auf einmal an der Korneliusbrücke. Ganz ohne sein Zutun war er dahin getragen, wohin ihn Ruth zum ersten Stelldichein geladen hatte. Er ging über die Brücke. Dort war er wartend auf und ab gegangen. Dort an der Ecke hatte der Schutzmann gestanden, über den Ruth so erschrocken war. Er hatte ihren Arm in seinem Arm zittern gefühlt. Dreimal gesegneter Schutzmann!

Er ging weiter. Ein Polizist kam ihm entgegen, breit und dick. Über den langen, blauen Mantel hatte er den gelben Ledergurt geschnallt, an dem der Revolver hing. Die Hände auf dem Rücken, den Kopf mit dem blanken Helm etwas zurückgelegt, schnupperte er die Abendluft ein —

Dorival blieb vor dem Mann stehen und fragte:

„Rauchen Sie?"

Der Schutzmann blickte zunächst den Frager mit einem Gemisch von Staunen und Mißtrauen an, dann antwortete er breit und gemütlich:

„Roochen tu ick schon, aber nicht im Dienst."

Dorival zog seine Zigarettendose hervor.

„Darf ich Ihnen ein paar Zigaretten anbieten?"

Er hielt dem Schutzmann die geöffnete Dose hin. Da fiel sein Blick auf den Stummel der Opiumzigarette, die Labwein zur Hälfte geraucht hatte. Noch fünf von diesen Opiumzigaretten steckten hinter dem blauen Gummiband der silbernen Dose! Zu dumm! Was für eine böse Geschichte hätte seine Zerstreutheit um ein Haar dem armen Schutzmann eingebrockt!

Mit einer gewissen Umständlichkeit hatte unterdessen der Schutzmann den weißen Handschuh von seiner rechten Hand gestreift und gerade wollte er mit einem „ick bin so frei" in die Dose greifen, als sich diese schnell vor seinen erstaunten Blicken schloß.

„Nanu?"

„Verzeihung, aber — aber," Dorival suchte nach einer Rechtfertigung seines sonderbaren Benehmens, „die paar Zigaretten sind kein Geschenk für Sie. Hier" — er gab dem Schutzmann ein Zwanzigmarkstück — „kaufen Sie sich eine ganze Kiste Zigarren!"

„Nanu?" staunte der Schutzmann von neuem und betrachtete ungläubig das Goldstück. „Wieso denn?"

Dorival hatte keine Lust, sich mit längeren Erklärungen aufzuhalten.

„Ich habe heute meinen guten Tag," rief er lachend dem Schutzmann zu und schlug schnell die Richtung nach der Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche ein.

Der beschenkte Schutzmann blickte ihm wohlwollend lächelnd nach. Er versenkte das Goldstück in seiner Geldtasche und dann ging er weiter, langsam und bedächtig, seinem Dienst nach.

Am Auguste-Viktoria-Platz, vor dem Romanischen Café, saßen die Gäste schon im Freien auf der breiten, von der niedrigen Steinmauer eingefaßten Terrasse.

Dorival setzte sich an einen eben frei gewordenen Tisch. Ein Kellner brachte ihm ein Glas Bier und die Abendzeitung.

Dorival suchte sofort den lokalen Teil der Zeitung ab. Da stand, was er suchte. Die Notiz umfaßte nur wenige Zeilen. Sie lautete:

> Ein noch unaufgeklärter Vorfall ereignete sich heute in der Mittagsstunde in den Geschäftsräumen des Bankiers Erich Labwein. Der Inhaber des Bankgeschäftes wurde in seinem Privatzimmer von einem fremden Mann, der um eine geschäftliche Unterredung gebeten hatte, narkotisiert. Dem Unbekannten gelang es zu entkommen. Ob es ihm möglich war, einen jedenfalls geplanten Diebstahl auszuführen, konnte noch nicht festgestellt werden, da Labwein das Bewußtsein bisher noch nicht wiedererlangt hat.

Früher als sonst klingelte Dorival am anderen Morgen seinem Diener. Er hatte schlecht geschlafen.

Als Galdino das Frühstück gebracht hatte, schickte er ihn gleich fort, eine Morgenzeitung zu holen. Diesmal brachte das Blatt fast eine ganze Spalte über „Das Attentat auf den Bankier Labwein".

Galdino wollte seinem Herrn eine etwas unklare Geschichte erzählen, wie das Loch in dem Teppich entstanden sei, aber Dorival enthob ihn der Mühe des Märchenerzählens und jagte ihn aus dem Zimmer. Mit gespanntem Interesse las er den Bericht der Zeitung:

> Das Attentat auf den Bankier Labwein hat seine Aufklärung gefunden. Der Bankier Erich Labwein betreibt im dritten Stock eines Hauses in der Jägerstraße ein kleines Bank- und Kommissionsgeschäft. Vor einigen Tagen meldete sich bei ihm ein gutgekleideter Herr, der angab, in Elberfeld eine Knopffabrik zu besitzen. Dieser Mann wollte mit Labwein in geschäftliche Verbindung treten. Da er ein sicheres Auftreten hatte und über gute Empfehlungen verfügte, so trug Labwein, der als ein sonst sehr vorsichtiger Mann geschildert wird, keine Bedenken, dem Fremden einige Besprechungen zu gewähren. Gestern morgen, gegen 11 Uhr, erschien der angebliche Knopffabrikant wieder bei Labwein. Er wurde in das Privatzimmer des Bankiers geführt und hier gelang es ihm, dem arglosen Labwein einen bösen Streich zu spielen. Der Bankier nahm eine ihm von dem Fremden angebotene Zigarette an, deren Tabak mit einem stark wirkenden Betäubungsmittel durchsetzt war. Der Bankier fiel in vollkommene Bewußtlosigkeit. Er ist aus dieser erst gestern abend, gegen 9 Uhr, in der Klinik des Professors Nothnagel erwacht. Dem ihn vernehmenden Kriminalkommissar gab er an, daß ihm von dem Unbekannten über 12 000 Mark in bar und eine Reihe von Wertpapieren entwendet worden seien. Labwein hatte das Geld und die Wert-

papiere bei sich in der inneren Tasche seiner Weste getragen. Zum Glück konnte der Bankier eine genaue Beschreibung des Spitzbuben geben, und als das Verbrecheralbum vorgelegt wurde, erkannte er sofort den Dieb heraus. Dieser ist ein alter Bekannter der Polizei. Er heißt Emil Schnepfe, bedient sich aber bei der Ausführung seiner Hochstapeleien meistens der Vertrauen erweckenden Namen alter Adelsgeschlechter. Bemerkenswert ist die Kaltblütigkeit, mit der sich Schnepfe der sofortigen Verfolgung entzog. Als er nämlich das Geschäftslokal Labweins verließ, schloß er vom Korridor aus die einzige Türe ab, die von dort in das Büro führt. So machte er es dem Gutsbesitzer Dackelmann und der Bürovorsteherin Riese, die als erste den betäubten Labwein auffanden, unmöglich, die Verhaftung des Verbrechers sofort zu veranlassen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß es den Bemühungen der Polizei bald gelingen wird, den gefährlichen Menschen hinter Schloß und Riegel zu bringen. Das Befinden Labweins ist an und für sich zufriedenstellend, doch zeigt er sich wegen des großen Verlustes, der ihn betroffen hat, sehr niedergeschlagen.

Das Signalement des Emil Schnepfe ist sofort telegraphisch verbreitet worden.

Dreimal las Herr von Armbrüster die Notiz.

Dann stöhnte er.

Emil Schnepfe!

Hinter Emil Schnepfe waren sie her!

Dorival bedauerte seinen Mangel an Gesetzeskenntnis; er hätte gern gleich das Schlimmste gewußt: Wieviel Jahre Zuchthaus dieser unglückselige Schnepfe dereinst ihm, dem Freiherr von Armbrüster, zu verdanken haben würde!

„Fabelhaft!" stöhnte er vor sich hin.

Es war ihm überhaupt wüst zumute. Beschreibung da in der Zeitung klang so scheußlich verbrecherisch. Na — wenigstens hatte die Opiumzigarette weiter keinen Schaden angerichtet; das war die Hauptsache. Daß über den Verlust von Geld und Wechseln — hm, von dem Brief sagte der Zeitungsbericht nichts! — tiefe Trauer in die Seele des Herrn Labwein eingezogen war, na, darüber regte er sich nicht im geringsten auf. Es freute ihn sogar, daß er dem Spitzbuben das Geld noch nicht zurückgeschickt hatte; mochte er ruhig noch zappeln. Aber — aber dieser Emil Schnepfe! Es war doch ein unerträgliches Gefühl, den armen Teufel so fürchterlich hereingelegt zu haben; sich selbst aber so sicher zu wissen, so gewiß zu sein, daß keine Verkettung von Umständen den eigenen Sprung ins Verbrechertum zur Entdeckung bringen konnte. Denn vor einem Erkanntwerden dem Aussehen nach schützte ihn ja die polizeiliche Legitimation. Alle übrigen Spuren hatte er verwischt. Aber —

Jawohl! diesem Emil Schnepfe ging es an den Kragen!

Gräßlich — gräßlich . . .

Zum Donnerwetter, die Sache ging einem an die Nerven!

„Kannst du augenblicklich diesem Emil Schnepfe helfen?" fragte sich Dorival endlich.

„Nein, offenbar nicht."

„Kannst du die Sachlage ändern?"

„Unmöglich!"

„Schön mein Junge! Dann zerbrich dir auch gefälligst den Kopf nicht über Dinge, die nun einmal sind, wie sie sind. Fertig! Schluß!"

Es war aber nicht fertig. Ein neuer Gedanke plagte ihn: Wenn nun dieser Emil Schnepfe wirklich gefaßt wurde?

Wenn man ihn verurteilte?

Dann — dann hatte ein anständiger Mensch die Pflicht — pfui Deibel . . .!

Aber einen Emil Schnepfe fängt man nicht so leicht. Der saß jetzt womöglich in aller Gemütlichkeit in einem Luxushotel in, na, in Singapur oder Kapstadt oder sonstwo, und rupfte unschuldige Hennen vom Schlage der Frau von Maarkatz.

Selbstverständlich!

Natürlich war Schnepfe schon längst ins Ausland geflohen, sonst hätte ihn die Polizei in dieser langen Zeit doch sicher schon erwischt.

Daran hatte Dorival noch gar nicht gedacht.

Und er pfiff sich eins.

Er wurde sogar sehr vergnügt.

*

Eine Stunde später war Dorival auf dem Weg zu dem Café in der Kurfürstenstraße. Am großen Stern bot ihm ein Blumenmädchen Veilchen an. Er kaufte ein Sträußchen, um es Ruth mitzubringen. Die Zeitung mit dem Bericht über das Attentat auf den Bankier Labwein hatte er zu sich gesteckt, denn vielleicht hatte ihn Ruth noch nicht gelesen. Als er über die Korneliusbrücke ging, warf er die Opiumzigarette in den Landwehrkanal. Es schauderte ihn, wenn er daran dachte, daß er gestern den Schutzmann um ein Haar mit dem Zeug beglückt hätte.

Eben hatte er noch an ihn gedacht, da sah er auch schon den Schutzmann. Breit und behäbig kam er langsamen Schrittes daher, den Bauch umgürtet mit dem gelben Riemen. Ob er den Spender des Zwanzigmarkstückes wiedererkennen würde?

„Guten Morgen!" hörte er in diesem Augenblick eine liebe Stimme sagen.

Ruth stand neben ihm. Hübscher noch als früher erschien sie ihm in ihrem kecken Frühjahrshütchen, in ihrem eleganten Schneiderkleid.

„Ich danke Ihnen, daß Sie so pünktlich sind!" sagte er und küßte ihr die Hand.

„Nicht Sie haben mir zu danken," wehrte sie ab, und er sah, trotz des Schleiers, daß sie rot wurde. „Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie Wort gehalten haben."

Sie drückte ihm fest die Hand.

„Wollen wir jetzt nach unserem stillen Winkel gehen, oder wäre es Ihnen recht, wenn wir im Tiergarten —?"

„Nein, nein," unterbrach sie ihn ängstlich, „es ist wegen Ihrer Sicherheit besser, wenn wir in das Café gehen. Aber wir müssen einen Umweg machen. Dort steht ein Schutzmann, der immer zu uns herübersieht."

„Wir wollen ihm zeigen, daß wir ihn nicht fürchten!" lächelte Dorival. „Bitte, Ihren Arm!"

Sie schob ihren Arm unter den seinen, und sie gingen auf den dicken Schutzmann zu. Der hatte ihre Begegnung mit angesehen und in Dorival den Spender des Goldstückes wiedererkannt.

Als die beiden an ihm vorbei gingen, grüßte er natürlich. Und dann — der Herr war ja gestern so gemütlich gewesen — sagte er verständnisinnig:

„Wünsche gehorsamst viel Glück!"

Dorival dankte.

Ruth sah Dorival erstaunt an. Schließlich entschloß sie sich zu der Frage:

„Der Polizist kannte Sie?"

„Gewiß. Er grüßte mich doch, wie Sie gesehen haben."

„Sehr respektvoll sogar. Und dann hat er Ihnen Glück gewünscht. Wozu eigentlich?"

Ein zärtlicher Blick Dorivals streifte seine schöne Begleiterin.

„Ja, wozu soll er mir Glück gewünscht haben?" lachte er. „Zu meinem Erfolg gestern bei Labwein natürlich!"

Ruth blieb stehen und starrte Dorival an.

„Dazu gratuliert Ihnen die Polizei?"

„Sie haben es ja selbst gehört."

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch. Sie scherzen, wenn Sie in schlimmster Gefahr sind. Aus Ihnen werde ich nicht klug."

„Wirklich? Na, mir geht es manchmal ebenso; ich werde aus mir selbst nicht klug. Das kommt, weil ich krank bin. Seelisch, nicht körperlich."

„Warum gehen Sie nicht zu einem Arzt?"

„Ich bin zu ihm gegangen. Heute morgen."

„Und was hat er gesagt?"

„Das hoffe ich jetzt von ihm zu erfahren."

Sie zog ihren Arm unter dem seinen hervor.

„Wir wollen lieber jeder für sich gehen."

Sie traten in das Café und nahmen ihre alten Plätze ein. Der Kellner erkannte sie und lächelte freundlich. Er zog sich diskret zurück, nachdem er den Kaffee gebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Abzug.

Von E. Aribert.

(Nachdruck verboten.)

Daß an dem Aufzug nicht alles in Ordnung war, erfuhr das ganze Haus, als die Frau Kommerzienrat mitten in der Nacht zwischen zwei Stockwerken hängen blieb und durch ihr Geschrei sämtliche Mieter aus den Betten rief. Nachdem sie mit Hilfe der Feuerwehr befreit worden war, entschloß sich der Wirt zur Reparatur. Doch der Aufzug behielt einen Knax, durfte nach oben nur mehr mit zwei Zentnern belastet werden, abwärts nahm er zehn Personen mit.

Seitdem nannten sie ihn den Abzug.

Im vierten Stock wohnte Herr Jurke, Mitglied des Vereins „Die Verläßlichen", der sich nicht benachteiligt fühlte, da er keine zwei Zentner wog und als Junggeselle stets allein den Aufzug benutzte. Eines Abends jedoch mußte er seinen Schwager Gnädig mitnehmen, der sich auf der Durchreise befand und bei ihm schlafen wollte. Nach

einer ausgiebigen und fröhlichen Bierreise landeten sie um Mitternacht im Hausflur. Die vier Treppen gehen wollte keiner, der Aufzug trug nur einen, also mußten sie nacheinander fahren. Gnädig hatte noch nie ein solches Ding benutzt, doch Jurke klärte ihn auf.

„Gib acht", sagte er, „ich fahre hinauf, steige oben aus und rufe Juhu. Dann drückst du auf den Knopf, der Abzug kommt herunter. Du öffnest die Tür — hier ist der Schlüssel —, setzest dich hinein, drückst wieder auf den Knopf und kommst nach. Doch sehr einfach?"

Der Schwager nickt, o ja, so dumm war er nicht. Jurke stieg ein, glitt langsam nach oben. Eben wollte er in der vierten Etage die Tür öffnen, als Gnädig unten aufs Knöpfchen drückte und den Aufzug mitsamt dem Schwager wieder herunterholte.

„Bist du meschugge?", fuhr der ihn an, „du sollst warten, bis ich Juhu rufe!"

Ach so, das hatte Gnädig vergessen, aber nun würde er aufpassen. Wieder fuhr Jurke gen Himmel, stieg oben aus und johlte. Aber unten rührte sich nichts, der Aufzug blieb oben. Vielleicht hörte man ihn nicht, er stieg eine Treppe hinab, machte Juhu, dann zwei Treppen, drei, schließlich alle vier. Unten saß Gnädig mit dem Rücken gegen den Aufzug gelehnt und schlief. Nicht gerade sanft wurde er geweckt.

„So was ist mir ja noch nicht vorgekommen," rief Jurke in gerechter Entrüstung. „Höre zu, ich fahre jetzt hinauf und dann kommst du nach, verstanden?"

Zum dritten Male schwebte er hinauf, stieg aus, juhute aus Leibeskräften. Eine Viertelstunde lang. Fuhr mit dem Aufzug, rot vor Zorn hinab, der Schwager war verschwunden! Er suchte im Gang, auf dem Hof, auf der Straße, Gnädig war nirgends zu sehen, kam aber plötzlich im Eilzugtempo die Treppen herab.

„Wo kommst du her?" fragte Jurke baß vor Staunen.

„Du sagtest doch, ich sollte nachkommen."

„Aber per Aufzug, nicht zu Fuß."

Sie ruhten eine Weile auf der untersten Stufe aus, dann schlug Jurke umgekehrte Reihenfolge vor. Gnädig sollte zuerst fahren, oben aussteigen, er wollte nachkommen. Gesagt, getan, der Schwager stieg ein, fuhr auf und blieb verschwunden. Oben war er sicher, aber noch nicht ausgestiegen, denn kein Laut kam durch das Treppenhaus. Mühsam schleppte Jurke seine müden Beine die 96 Stufen empor, fand aber das Nest leer. Gnädig war inzwischen wieder heruntergefahren, nachdem er, oben angelangt, in der Meinung, er sei stecken geblieben, verzweifelt auf alle Knöpfe gedrückt hatte.

Als die beiden Schwager wieder unten im Hausflur versammelt waren, fluchte Gnädig mit heftigen Worten auf die modernen Erfindungen und war entschlossen, auf der Treppe zu schlafen. Aber Jurke, der um keinen Preis mehr die ungeheure Höhe erklimmen wollte, bewog ihn, noch einmal die Todesfahrt anzutreten. Mit einem Blick wie ein sterbendes Reh betrat Gnädig den Kasten, schloß die Tür, sank auf das Bänkchen und schlief ein.

Jurke wartete vergebens, zog sich einen Stiefel aus und trommelte damit gegen die Panzertür, aber der Schwager war nicht mehr zu erwecken. Gegen 4 Uhr morgens entschloß er sich wohl oder übel, den Stiefel wieder anzuziehen und zu Fuß in seine Wohnung hinaufzusteigen. Doch bevor er das Bein auf die erste Stufe setzte, fiel sein Blick auf einen Zettel neben dem Aufzug, den er bisher nicht bemerkt hatte, auf dem aber trotzdem, von der Hand des Portiers geschrieben, deutlich zu lesen stand:

„Der Aufzug ist wieder in Ordnung und darf mit sechs Zentnern oder vier Personen belastet werden."

Der Statistiker.

Eine Skizze aus Alt-Österreich

von F. Schrönghamer-Heimdal.

Endlich hatten wir den alten Amtsrat soweit, daß er uns die Geschichte seiner Statistik zum Besten gab. Nur am Stammtisch, in vorgerückter Stunde konnte es uns gelingen, ihm einen getreuen Sachbericht über den tatsächlichen Vorfall abzubetteln, der schon sagenhaft — wie alles aus der guten, alten Zeit vor dem Kriege — in den Köpfen spukte und die Lachmuskeln erregte.

„Weil S' mir halt gar keine Ruh' lassen", begann der Alte, „will ich den Herren die Geschichte erzählen, wie sie wirklich war.

Das ist damals gewesen, wie in jedes Amt eine Statistik hat hermüssen. Ich sag' Ihnen, meine Herren, das war die reinste Staatsepidemie mit den Statistiken. Und was ist dabei herausgekommen? Nichts, gar nichts. Alle Statistiken waren falsch, wie sie's heut' noch sind.

Natürlich haben diese Statistiken im Nebenamt geführt werden müssen. War das eine Plag', meine Herren!

Unser Amtsvorstand — ich weiß's noch wie heut' — überträgt das Ehrenamt der Statistik natürlich mir! Auweh, denk ich mir, schon wieder eine Arbeit und keine Zahlung dafür! Ich hab' nämlich ohnedies schon mein Ressort gehabt als Oberinspektor, wie der Titel damals gelautet hat, und hab' meine Bürozeit redlich abgesessen.

Denn wissen S', wir haben damals bei Amt auch dreizehn Zeitungen lesen müssen. Dreizehn Beamte und dreizehn Zeitungen. Jeder hat eine andere bestellt und die haben wir gegenseitig ausgetauscht.

Sie, meine Herren, das will was heißen, alle Tag', die Gott gibt, dreizehn Zeitungen durchfinseln, von A bis Z, von hint' und vorn, ober dem Strich und unter dem Strich.

Und zu jeder Zeitung eine Virginier . . .

Dreizehn Zeitungen, dreizehn Virginier, und jetzt auch noch die Statistik, noch dazu ehrenamtlich.

Eines Tages kommen von der Regierung hundert grüngebundene Foliobände mit gutding drei Zentner Gewicht — ohne Kiste natürlich.

Der Amtsdiener packt die Kiste gleich aus und stellt die hundert grünen Bände schön der Reihe nach ins Gestell — in meinem Büro natürlich.

Der Herr Amtsvorstand — Gott hab' ihn selig — behändigt mir die Vollzugsbestimmungen — also gewissermaßen die Gebrauchsanweisung, die ich natürlich ungelesen zu den Akten lege.

Denn wie komm' ich als etatmäßiger Oberinspektor dazu, etwas zu lesen, wofür ich nicht bezahlt werde? Wo wir ohnedies jeden Tag dreizehn Zeitungen zum Lesen hatten. Und die waren vielleicht interessanter wie die statistischen Vollzugsbestimmungen . . .

Im Urlaub einmal, denk' ich mir, kannst dir dieses Paragraphengewimmel zu Gemüte führen. Denn im Urlaub hab' ich mehr Zeit, weil ich da blos eine Zeitung zum Lesen hab', nämlich die meine selber.

Ich leg' also die Vollzugsbestimmungen zu den Akten und denke weiter nicht mehr daran.

Eines schönen Tages aber fällt mir ein: Hollah, für die Führung der Statistik könntest du eigentlich eine Zulage herausschinden.

Ich mache also ein säuberliches Gesuch, der Herr Amtsvorstand begutachtet es und die Regierung genehmigt mir daraufhin hundert Mark Monatszulage.

Sie, meine Herren, das war fein damals noch ein Geld!

Wie die Zulage gelaufen ist, hab' ich doch mit der Statistik angefangen. Das heißt, ich hab alle Wochen einen Band numeriert und die Seitenzahlen eingetragen.

Weil das Jahr 52 Wochen hat, hab' ich zum Numerieren der hundert Bände nicht ganz zwei Jahre gebraucht.

Inzwischen hab ich natürlich auch die Vollzugsbestimmungen schon gelesen gehabt, und zwar im Urlaub.

Ich sag' Ihnen, meine Herren, mir hat gegraust! Was da alles verlangt worden wär'! . . . So was hat man sich nur von einem Beamten vom alten Schlag zu verlangen trauen.

Ich hab also meine hundert Bände schön durchnumeriert. Zu etwas Weiterem bin ich natürlich nicht gekommen. Denn wenn man ohnedies sein Ressort hat und außerdem noch täglich seine dreizehn Zeitungen — da können sich die Herren leicht denken, daß ich in den acht Bürostunden nichts anderes mehr tun konnte.

Und jetzt, meine Herren, kommt das Interessante.

Ich weiß es noch wie heut' . . .

Ich sitz im Büro auf meinem Rohrstuhl und bin bei der dritten Zeitung und der dritten Virginier. Da kommt der Sekretär herauf und sagt: „Bitt' schön, Herr Oberinspektor, ich brauche zwei Unterschriften für diese Formularien" . . .

„Was," sag ich, „gleich zwei?!" — Und krieg eine Wut, weil er mich grad' im Roman gestört hat, ich weiß's noch wie heut', „Blaue Nelken" hat er geheißen, der Roman . . . Und in meiner Wut fahr' ich die Schreiberseele an: „Ihr Himmelherrgottsfederfuchser, euch soll doch gleich der Teufel holen, dreimal kreuzweis soll er euch holen! Eine solche Störung verbiete ich mir!"

Der Sekretär stand da wie ein Sack voll Donaulehm, daß er mir schier erbarmt. Und ich frag' ihn: „Was wollen Sie also?"

„Zwei Unterschriften, wenn ich bitten dürft'" . . .

„Was," sag' ich wieder. „Gleich zwei? Wo ich zu meinem Ressort auch noch die Statistik hab' . . .

Kommen S' morgen, da hab' ich dienstfrei. Da ist mein Kolleg' da . . ."

Ich hab' schon gehofft, mich von den zwei Unterschriften drücken und sie auf meinen Kollegen abwälzen zu können, da sagt der Unglücksmensch: „Ja, Herr Oberinspektor, morgen geht's leider nicht, denn da ist das Amt überhaupt geschlossen."

„Was", sag' ich, „morgen ist das Amt überhaupt geschlossen? Ausgerechnet, wenn ich ohnedies dienstfrei hab', wird das Amt geschlossen! . . . Und warum?!"

„Ja, wissen es der Herr Oberinspektor noch nicht? Wegen Hochwasser . . ."

„So", sag ich, „wegen Hochwasser? Das ist mir ganz entgangen . . . Wenn man halt zu seinem Ressort auch noch eine Statistik hat . . ."

Ich gebe dem Sekretär in meiner Gutmütigkeit also die zwei Unterschriften und schau dann gleich zum Fenster hinaus wegen dem Hochwasser.

Richtig, da strudelt und sprudelt die Donau schon daher wie eine hochgehende See. Unser Amtsgebäude ist damals hart am Ufer gestanden und ist alljährlich von einem kleinen Hochwasser heimgesucht worden.

Alle acht oder zehn Jahre gab es ein sogenanntes großes Hochwasser, das gewöhnlich bis zum ersten Stock ging, wo die höheren Beamten ihre Büros hatten.

Allem Anschein nach sollte es diesmal ein großes Hochwasser werden.

Und ich dachte gleich an meine Statistik.

Wenn nur das Hochwasser bis zum ersten Stock stiege!

Kaum war also der Sekretär mit seinen Unterschriften bei der Tür hinaus, da hab' ich die hundert grünen Foliobände schön der Reihe nach auf das Fensterbrett gestellt und die Vollzugsbestimmungen obenauf gelegt.

Und wie das Wasser stieg und schwoll, freute sich mein Beamtenherz. Denn ich hatte so meinen Plan.

Es dauert nicht lange, da tönt auch schon die Amtsglocke. Höchste Wassergefahr!

Ich raffe noch rasch meine Zeitungen und die Virginier zusammen und stürze ins Freie.

Und danke meinem Schöpfer, daß er das Wasser so hoch steigen ließ.

Ich suche über die hochgelegenen Straßen, weil ja die Ufersteige schon alle überschwemmt waren, die Donaubrücke zu gewinnen, was mir glücklich gelingt. Wissen S', meine Herren, von der Donaubrücke aus hatte man nämlich die wunderschöne Aussicht auf unser Amtsgebäude, besonders auf das Fenster meines Büros, wo die hundert grünen Foliobände meiner Statistik lagen.

Und obenauf die Vollzugsbestimmungen . . .

Ich stehe also baumfest auf der Donaubrücke, die von den heranrollenden, jede Sekunde höher steigenden Wassermassen fortwährend leise bebt und habe nur einen Blick: auf die Statistiken am Fenster.

Ich stehe noch keine Stunde dort, da spülen die Fluten schon um den Fenstersims, und ich sehe deutlich, wie in die hundert Foliobände schon Bewegung kommt.

Da braust eine besonders hohe Welle daher und reißt den ganzen Aktenstoß mit sich fort — die hundert Bände der Statistik schwimmen schon auf der Donau dahin mitsamt den Vollzugsbestimmungen . . .

Ich sag' Ihnen meine Herren, das war mein schönstes Erlebnis in meiner langjährigen Beamtenlaufbahn. Die Donau war ganz grün von den hundert grünen Bänden.

Nur ein Wermutstropfen fiel in den Becher meiner ungemischten Freude: die Reue darüber, daß ich mir die Arbeit mit dem Numerieren der Bände und dem Lesen der Vollzugsbestimmungen gemacht hatte. Aber diesen Wermutstropfen schwemmte ich sogleich im nachfolgenden Frühschoppen hinunter, den ich mir im Ratskeller genehmigte.

Die Statistik war ich nun endgültig los. Und mit Recht, meine Herren: Wie Sie ja selbst wissen, taugt keine einzige Statistik etwas, weil alle falsch sind.

Ich habe natürlich sofort einen Bericht über den Hochwasserschaden, beziehungsweise den schmerzlichen Verlust der hundert grünen Foliobände nebst den Vollzugsbestimmungen gemacht und anheimgestellt, die verlorenen Folianten zu ersetzen, damit die Statistik sinngemäß fortgesetzt werden könnte.

Die hohe Regierung hat auf den Bericht hin wohl Ersatz in Aussicht gestellt, die Lieferung der neuen hundert Foliobände aber unterlassen, sicher aus Sparsamkeitsgründen. Denn damals, meine Herren, hat man noch gespart.

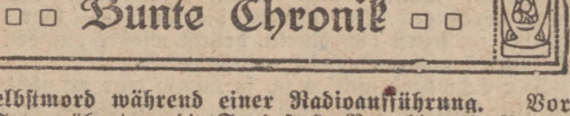
Wie's mit der Zulage war, fragen Sie?

Ganz einfach! Die ist mir natürlich verblieben. Ich war und blieb Amtsstatistiker, wenn auch ohne Statistik, und bezog als solcher meine Zulage. Denn damals, meine Herren, ließ sich der Staat nicht lumpen. Was einmal genehmigt war, das war und blieb genehmigt. Basta! —

Das wäre also die Geschichte meiner Statistik, aber streng vertraulich natürlich. Sonst heißt's gleich: Aha, so haben's damals die Herren getrieben . . . Dreizehn Zeitungen, dreizehn Virginier — Und die Statistik ließen sie in die Donau hinausschwimmen . . .

Ja, ja — es war halt doch schön in der guten alten königlichen Zeit.

Kathi, bringen S' mir noch a Maß, daß wir's hochleben lassen können dieselbige Zeit — und die Statistik dazu . . ."



* **Selbstmord während einer Radioaufführung.** Vor einigen Tagen übertrug die Sendestelle Berlin die Verdi-Oper „Aida" zum erstenmal von der Bühne der Staatsoper aus direkt. Es war ein radiotisches Ereignis und ganz Berlin hing abends am Kopfhörer oder saß vor dem Lautsprecher, um diesen Genuß sich nicht entgehen zu lassen. Und niemand von den Zehntausenden ahnte, daß zur gleichen Zeit mitten unter ihnen ein Mensch sich das Leben nahm, verbunden mit ihnen allen durch die drahtlosen Funken des Radio-Sendespiels. Die Witwe des Direktors Knauß, eine alte Dame von achtzig Jahren, hatte beschlossen, an diesem Abend aus dem Leben zu gehen. Der Entschluß beruhte auf der Unmöglichkeit, ihren Unterhalt noch länger zu bestreiten, nachdem sie durch die Inflation ihr gesamtes Vermögen verloren hatte. Da sie nicht mehr ausgehen konnte, hatten mitleidige Verwandte ihr eine Radioanlage geschenkt. Das war ihr letzter Trost, und so dachte sie es sich besonders schön, mitten während des Genusses eines guten Musikstückes das Ende zu erwarten. Als „Aida" gegeben wurde, stand ihr Entschluß fest. Sie öffnete den Gashahn, legte die Hörer um den Kopf und setzte sich in den Lehnstuhl. Dort ist sie mitten in der Aufführung selig entschlafen und am anderen Morgen tot aufgefunden worden. Bekannt sind Fälle, in denen Selbstmörder im Café etwas vorspielen lassen, um während der Wiedergabe eines geliebten Musikstückes Gift zu sich zu nehmen oder sich zu erschießen. Der Tod der Frau Knauß dürfte der erste Fall sein, in dem eine Radiovorführung in diesem Sinne benutzt wurde.

*

* **Ein ganzes Dorf verurteilt.** Daß ohne jede Ausnahme sämtliche Einwohner eines Dorfes verurteilt werden, und zwar wegen ein- und desselben Vergehens, dürfte zu den Seltenheiten gehören. Dieser Fall hat sich neulich in der Nähe von Marburg (Steiermark) ereignet. In einem Dorf jener Gegend hielten sich zwei entsprungene Zuchthäusler auf. Sie übernachteten bei einem Besitzer in der Scheune. Zwei in Zivil gekleidete Gendarmen wollten sich ihrer in der Nacht bemächtigen, gerieten aber an die verkehrte Scheune. Der Besitzer erwachte, glaubte sich von Räubern überfallen und alarmierte das Dorf. Sofort eilten alle männlichen Dorfbewohner bewaffnet herbei, und es begann ein Kesseltreiben gegen die Gendarmen, die vergeblich versuchten, sich als Sicherheitsbeamte kenntlich zu machen. Sie wurden gestellt, einer wurde niedergeschlagen, der andere schwer verletzt. Man lud den Toten und den Verwundeten auf einen Wagen und brachte sie zum nächsten Amtsgericht. Da klärte sich nun allerdings der Fall auf, und es gab auf Seiten der Dorfbewohner sehr bestürzte Gesichter. Sämtliche 32 männliche Einwohner des Dorfes wurden vor das Schwurgericht gestellt und wurden zu Gefängnisstrafen von 6 Monaten bis zu 6 Jahren bestraft.

Lustige Rundschau

* **Der allermenschlichste Automat.** — „Meine Herren, ich habe einen Automaten erfunden, der spielt so tadellos wie der beste Virtuose." — „Das ist garnichts, Herr Kollege, mein Automat ist menschlicher, der spielt mit Gefühl!" — „Mein Automat übertrifft beides. Der ist der allermenschlichste — er macht sogar beim Spielen — — Fehler!"

*

* **Genügsam.** „Bitte, leihen Sie mir doch Ihr Fahrrad auf einen halben Tag." „Eigentlich nur ungern, denn so ein Fahrrad wird wirklich nicht besser durch das ewige Ausleihen!" „Ich verlange ja auch gar nicht, daß es besser wird. Für mich genügt es so wie es ist."

*

* **Im Film-Café.** „Also Sie wirkten auch in „Quo vadis" mit? In welcher Rolle denn?" — „Hm, — ich gab natürlich den Quo vadis!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.